

Bologna III: Programmierte Doktores?

von Anne Peters, anne.peters@unibas.ch

In einer Phase, in der erste Revisionen des Bolognamodells für das Grundstudium in Angriff genommen werden und auch dessen glühendste Verfechter zugeben müssen, dass die von Kritikern prognostizierten Probleme zum Teil eingetreten sind, wird der Umbau des Doktorats nach dem Bolognagedanken forciert. Vor diesem Hintergrund sollten überschüssige Reformen von Anfang an vermieden werden.

Primäres Ziel von «Bologna III» ist es, die Betreuung der Doktorierenden zu verbessern, damit die Abbruchquote zu senken und die Qualität der Dissertationen zu steigern. Zu diesem Zweck wird die Promotion stärker reglementiert. Die Kandidaten müssen nicht nur ihre Arbeit schreiben, sondern daneben Kreditpunkte erwerben, etwa durch den Besuch von fachbezogenen Veranstaltungen, aber auch durch den Erwerb transversaler Kompetenzen wie Präsentations- und Rechartechnik. Anstelle eines Doktorvaters begleitet ein dreiköpfiges Gremium den Promovenden und trifft mit ihm eine Doktoratsvereinbarung, die laufend angestrickt werden kann. Was ist von einem derart aufgebauten «Bologna III» zu halten?

Die Gefahr der Verschulung und der damit einhergehenden Kreditpunktjägermentalität besteht. Kreativität konzentriert sich auf die Berechnung der Studienstrategie. Wertvolle Doktorandenzeit wird für das Absitzen von Lehrveranstaltungen vergeudet. Wird der wissenschaftliche Output wirklich dadurch besser, dass eine Doktorandin sich alle drei Monate mit ihrer Betreuerin trifft und einen Kurs in Hochschuldidaktik belegt? Es ist zu erwarten, dass in diesem Korsett einige Arbeiten zu Ende geschrieben werden, die ansonsten im Sande verlaufen wären. Aber: Braucht die akademische Welt diese Arbeiten?



«Die brillanten Doktoranden erbringen ihre wissenschaftlichen Hochleistungen auch ohne Drumherum.»

Die brillanten Doktoranden erbringen ihre wissenschaftlichen Hochleistungen auch ohne Drumherum. Für sie sind die Begleitveranstaltungen schlimmstenfalls lästige Pflichtübungen, bestenfalls Anregungen, die in die Arbeit einfließen oder eine allfällige Lehrtätigkeit verbessern.

Unter den Doktoranden wird sich möglicherweise eine Zweiklassengesellschaft herausbilden: diejenigen, die eine wissenschaftliche Karriere ins Auge fassen und ihr Doktoratsstudium dementsprechend gestalten, auch mit überobligationsmässigen Leistungen; daneben diejenigen, die vor allem die zwei Buchstaben vor ihren Namen setzen

wollen und nur das Minimalprogramm mit dem geringst möglichen Aufwand durchlaufen. Für die Dozenten gilt: Die intensivere Betreuung der Doktoranden kann ein fachlicher und persönlicher Gewinn sein. Voraussetzung für diese Qualitätssteigerung ist jedoch eine Reduktion der Quantität. Der Betreuungsaufwand muss honoriert werden, beispielsweise durch Anrechnung auf das Lehrdeputat. Das wird die Universität Geld kosten.

Ein zentrales Problem scheint mir die kritische Masse zu sein. Um Kolloquien anbieten zu können, die den Doktorierenden für ihre eigene Arbeit etwas bringen und in denen sie qualifiziertes Feedback zu den Projekten anderer Promovierender geben können, muss eine ausreichende Anzahl auf verwandten Gebieten forschen. Wenn die Themen zu weit auseinanderliegen, ist der horizontale Lehr- und Lerneffekt nicht möglich. Abhilfe können nur universitätsübergreifende Graduiertenschulen schaffen, die wiederum erhöhten logistischen Aufwand, Reisekosten und Reisezeiten mit sich bringen. Ich fürchte, dass wir nicht darum herumkommen, wenn die Bolognarisierung des Doktoratsstudiums mehr sein soll als Bürokratisierung und Förderung des Mittelmasses.

Prof. Dr. Anne Peters ist Ordinaria für Völker- und Staatsrecht.